Die schöne Mama.

Von Ebella Lingen.

Frau Elisabeth stand in ihrem Ankleidezimmer vor dem großen dreitheiligen Spiegel. Dreifach konnte sie sich sehen, vom Kopf bis zu den Füßen, die ganze herrliche Erscheinung, und sie betrachtete sich von allen Seiten.

Sie war fertig — geschmückt zum Ball — und sie war zufrieden. Sie hatte Grund dazu, wie sie sich da sah.

Ein Siegeslächeln schimmerte auf dem erregten Gesicht und hauchte den Glanz der Jugend über die reifen, ausdrucksvollen Züge.

Ja, sie war noch immer die Ballkönigin von einst — das sollte ihr nur eine nachmachen nach achtzehnjähriger Ehe und ihren vier Kindern!

Wie alt war sie eigentlich?

Sie gehörte zu den besseren Rassefrauen, die kein Alter haben. Ihre Haut war glatt und weiß; die Augen schimmerten in feurigem Glanz — sie hatten wenig geweint. Das aschblonde Haar, hochaufgethürmt, wohlgepflegt und kunstvoll frisirt, schien noch üppig und weich.

Das elektrische Licht ergoß sich blendend über die hohe, schlanke Erscheinung.

Ein fast königliches Kleid aus glitzernden Silberpailletten rieselte an ihr nieder, leuchtete und funkelte wie ein Strom in der Frühlingssonne und umwogte die stolzen Formen der schönen Frau. Ein tiefer, viereckiger Ausschnitt gab die prachtvolle Büste frei. Hals und Nacken schimmerten wie feuchter Marmor aus dem Paillettengeriesel hervor.

Ja, sie verstand es, aus sich etwas zu machen, die schöne Frau Elisabeth, und sie hatte es nicht schwer, getragen von Reichthum und gutem Geschmack.

Für die Pflege ihres Körpers war ihr nichts zu theuer, und seit sie zum Bewußtheit ihrer Schönheit gekommen war, hatte sie sie gehegt wie eine Kostbarkeit — so hatte sie sich frisch erhalten, trotz ihrer siebenunddreißig Jahre.

Sie lächelte in den Spiegel hinein, weidete sich an ihrer Schönheit und kostete sie mit jenem tiefen Behagen, mit dem man im Herbst die letzten warmen Strahlen der sinkenden Sonne genießt.

Sie freute sich über die bewundernden Blicke der Modistin und der Kammerfrau, die ihr hilfreich zur Seite standen, trotzdem sie an ganz andere Erfolge gewöhnt war.

„Nun noch die Blumen, gnädige Frau!"

„Ja, die Blumen!"

Da lagen sie auf dem Tisch verstreut in allen Farben, wahre Kunststücke der Nachahmung. Da waren Rosen, üppige, leuchtende Rosen in großen Büscheln und dunkle, brennendrothe und hellrosa mattschimmernde, weiße und gelbe in buntem Gewirr durcheinander. Auch Orchideen lagen da in phantastischen Formen und Farben. Und dunkle, blaue Veilchen und weiße Lilien und zarte, zitternde Nelken. Auch eine gelbe, grelle Sonnenblume wiegte sich auf schwankem Stengel herausfordernd.

Die Wahl war schwierig.

Bei jeder Blume, die sie gegen die weiße Büste hielt, entfuhr ein „Ah" der Bewunderung den beiden Frauen — die Wahl war wirklich schwer. Die Modistin hielt ihr einen Strauß von rosa Nelken hin, ganz blaß, von zartem Grün umgittert; sie drückte ihn gegen den Ausschnitt, dann lächelte sie kokett: „Nein! Sie vergessen, daß ich eine siebzehnjährige Tochter zum Ball führe!"

Das war nichts mehr für sie, diese blassen Blüthen — aber dort, jener Büschel wogender Sommerrosen, die dunkelbrennenden, rothen, mit dem saftigen Grün — die wollte sie wählen.

Mit schnellem Griff preßte sie die Rosen gegen die Brust, nestelte an dem Strauß und rückte ihn hin und her, dann saß er. Er schmiegte sich gegen die weiße Haut und zitterte leise bei dem wogenden Athem, dem heißen, feuchten Athem des Sommers, der von dieser berauschenden Schönheit ausströmte.

Und sie lächelte in den Spiegel hinein — glücklich und siegessicher.

Sie sah die neiderfüllten Blicke der Freundinnen, sie hörte das zischelnde, vernichtende „Noch immer", wenn sie mit den jüngsten Tänzeren vorbeirauschte — aber sie lächelte, denn dies alles erhöhte nur den Triumph.

Es klopfte.

Frau Elisabeth wurde aus ihrem kleinen, boshaften Traum gerissen; ein junges Kammerkätzchen erschien in der Thür. „Das gnädige Fräulein wäre fertig und lasse die gnädige Frau bitten, die Blumen zu wählen."

Ach ja, das Kind! Sie riß sich vom Spiegel los und begann wieder in den verstreuten Blumen zu wühlen.

Was sollte man für das Kind nehmen? Das „Kind" war siebzehn Jahre alt und sollte zum erstenmal auf einen richtigen großen Ball. Es hatte sich so gemacht und war nicht zu umgehen, trotzdem es eigentlich noch zu früh war. Es sollte eine Art Familienfeier im großen Stil stattfinden — alle waren dabei, und da konnte man die älteste Tochter nicht recht ausschließen.

Sie wählte eine halberblühte La France, die sich wie thaufrisch auf dem Stengel wiegte und überreichte sie dem wartenden Mädchen. Die Kleine verschwand.

Nach einigen Minuten erschien die aufgeschossene Gestalt der jungen Tochter in der Portiere. Wie eine duftige Wolke schwebte sie herein, ganz in weißem Tüll, wie frischgefallener Schnee.

„Mama, willst du mir nicht die Rose anstecken? Ich weiß doch nicht, wohin damit!"

Sie trippelte behutsam, als fürchte sie, sich zu bewegen, auf die Mutter zu und hielt ihr die Rose hin.

Sie riß die Augen auf. „O Mama — wie bist du schön!"

Die Mutter lächelte geschmeichelt. Die Tochter war wohl gewöhnt, ihre Mama so zu sehen, ihre schöne Mama — aber heute war es doch anders. Und sie stand in Sinnen versunken und starrte die Mutter an — und mit einem Mal war ihr, als könnte sie sich nicht mehr auf den Ball so recht freuen. Wie ein Schatten glitt es über die frohe, erwartungsvolle Stimmung.

Warum nur?

Schweigend standen beide und maßen sich mit den Blicken. Die Mutter ließ die ihren kritisch über die hochaufgeschossene Gestalt der Tochter gleiten und musterte ihre Toilette. Dann zupfte sie und zerrte hier und da, richtete an dem Kleid und nestelte an der Frisur — sie war nicht zufrieden. Das war alles nicht an seinem Platz, das sah alles so unfertig aus, so gezwungen. Lag das an der Schneiderin, an dem Friseur — oder lag es an dem langen, schmalen Geschöpf mit der schlechten Haltung?

Wie ein gerupftes Vögelchen nahm es sich in dem schneeigen Ballstaat aus. Das war nicht die Tochter der schönen Frau Elisabeth!

Nach langem Zögern befestigte sie die Rose an dem Gürtel der Tochter.

Das große Mädchen hatte stumm gestanden und ließ die Mutter an sich herumzupfen, dann sagte sie mit halbem, wehmüthigem Lächeln: „Umsonst, Mutter! Dein kleines, graues Entlein wird nicht schöner!"

Die Mutter blickte auf, betroffen von dem zuckenden Ton in der Stimme. Sie lächelte ermuthigend — aber es gab ihr einen Stich in's Herz. Ihr geliebtes, graues Entlein, ihr Sorgenkind — es war nicht schön, nicht einmal passabel zu nennen. Das sah man jetzt erst recht, da man es herausgeputzt hatte — keine Kunst und keine schönen Kleider konnten helfen.

Was nützte da der Reichthum!

Frau Elisabeth seufzte.

Die Thür wurde aufgerissen, und zwei Halbwüchslinge stürmten in's Zimmer. „Papa läßt fragen, ob die Weiber fertig sind — der Wagen wartet!"

Der Junge pflanzte sich vor der Mutter auf, das Mädel trippelte bewundernd um sie herum.

„Bist du schön, Mama!"

Mademoiselle steckte den Kopf herein: „Peut-on entrer?"

Dann stand auch sie und bewunderte. Das Zimmer war voll Menschen, die Kammerfrau ordnete an der Schleppe und machte sich zu schaffen. Die Modistin kramte in ihren Blumen und verabschiedete sich unter Complimenten. „Viel Vergnügen" — und „Gnädige Frau werden gewiß wieder die Schönste sein!"

Der Junge hatte gaffend dagestanden. Mit einem Mal sprang er, wie eine Katze, der Mutter hinterrücks an den Hals und drückte ihr einen schmatzenden Kuß auf den Nacken.

Alle lachten.

Frau Elisabeth wehrte sich, halb im Aerger.

Der Gatte erschien, ein hoher Fünfziger in ergrauten Haaren. „Seid ihr bald so weit?"

Dann blieb er stehen. „Donnerwetter!"

Das war alles, was er hervorbrachte. Sie blickte ihn strahlend in's Gesicht und streckte ihm lächelnd, glücklich über das Compliment, die Hand entgegen. Er beugte sich über die Hand und küßte sie. Dann wandte er sich an die Kinder: „Na, was sagt ihr nur zu unserer schönen Mama? Die kann sich sehen lassen — was?"

Er war stolz und zufrieden.

Aber es war Zeit, aufzubrechen. Frau Elisabeth raschelte nervös mit der Schleppe hin und her, die sich wie eine glitzernde Schlange über den Teppich wälzte.

„Nun noch den Fächer und die Handschuh!"

Die Kammerfrau hielt die Handschuhe bereit. Mademoiselle reichte den kostbaren Paillettenfächer hin.

„Wo steckt denn mein großes Mädel?"

Der Vater blickte sich suchend nach ihr um.

„Ja, Kind, wo bist du denn? Komm, laß dich doch auch bewundern!"

Sie zerrte ungeduldig die Handschuhe über die Finger.

Das Mädchen hatte sich in eine Ecke gedrückt; sie stand gegen die Wand gelehnt, die Augenbrauen zusammengezogen, mit herabhängenden Mundwinkeln und nestelte an ihrem Fächer.

Keiner hatte sie bis dahin bemerkt — und es war doch ihr erster Ball!

Sie fuhr auf, als man sie rief, löste sich langsam aus ihrer Stellung und trat einen Schritt vor. Alle Blicke waren voll Neugier auf sie gerichtet.

„Ballfieber?" fragte der Vater und tätschelte den nackten Arm.

„Nein, Papa!" Sie sagte es leise, während die Unterlippe zitterte.

Die Geschwister drängten sich heran.

„Frierst du nicht?" fragte der Junge naseweis und zeigte auf die nackten, rothen Arme.

Sie sah wirklich wie erfroren aus, wie eine weiße Blüthe, frostdurchschauert, und krümmte sich unter den kritischen Blicken. Steif und stumm stand sie da, beinahe wie ein eigensinniges Kind, sie fühlte, wie die Blicke der Anwesenden vergleichend hinüber und herüber glitten.

Die Mutter sah sie forschend an. Ihre Blicke trafen sich. Etwas Trotziges, Häßliches blitzte in den Kinderaugen auf. Alle standen und schwiegen.

Was Ungemüthliches lag in der Luft. Der Vater machte der stummen Scene ein Ende. „Es ist Zeit, wenn ihr noch zum ersten Walzer kommen wollt!"

Die Kammerfrau hielt den kostbaren Abendmantel hin. Frau Elisabeth war im Begriff, sich in den Mantel zu hüllen; sie ließ ihn aber plötzlich von der Schulter gleiten.

„Aber Kind, was hast du?"

Die Tochter stand mitten im Zimmer, die Hände vor's Gesicht gedrückt — sie weinte.

„Ich will nicht auf den Ball, ich möchte zu Hause bleiben. Bitte, Mama, bitte — bitte!"

Sie bat wie ein eigensinniges Kind. Alle blickten sie überrascht an. Was war das? Ein Schatten glitt über das Gesicht der Mutter, die strahlende Heiterkeit war verschwunden und das glückliche Lächeln der Ballkönigin. Sie zog die Stirn in Falten, die Stimme klang hart und streng: „Was hast du — so mit einem Mal?"

Das Mädchen weinte, ohne sich um die Anwesenden zu kümmern, ohne auf diese Frage zu achten. Das war doch stark. Frau Elisabeth trat einen Schritt auf sie zu, sie wurde nervös.

„Warum weißt du?"

Wieder folgte eine Pause. Die Kinder schwiegen und sahen neugierig die große, weinende Schwester an.

„Ballfieber", scherzte der Vater gutmüthig, „das wird vergehen!"

Wenn es nur Ballfieber wäre, aber die Mutter ahnte etwas anderes. Sie änderte den strengen Ton; die Scene fing an, peinlich zu werden.

„Aber Kind, so sage mir doch, was dich so plötzlich zum Weinen bringt?"

Das Mädchen stand, ohne den Blick zu erheben, und zupfte an dem durchnäßten Spitzentüchlein.

„Ich weiß es nicht, Mama! Ich weiß nicht!" schluchzte sie.

Aber Mama wußte. Ein plötzliches Verständniß dämmerte in ihr auf. Mit einem Wink entfernte sie die Anwesenden. Alle verließen schweigend das Zimmer, Mutter und Tochter blieben allein.

Es wurde ganz still im Zimmer, man hörte das unterdrückte Schluchzen der Weinenden, sie stand, den Blondkopf auf die Brust gesenkt, inmitten des Zimmers unter der schimmernden Krystallkrone.

Einen Augenblick kämpfte die Mutter, dann trat sie entschlossen auf die Tochter zu und berührte leise ihre Schulter: „Kannst du mir jetzt sagen, was du hast?"

Wieder folgte jenes eigensinnige Schweigen. Sie wurde ungeduldig, es wallte in ihr auf, heftige Worte drängten sich ihr auf die Lippen, da — plötzlich fühlte sie sich von zwei nackten Armen leidenschaftlich umschlungen. Sie streckte schützend die Hände vor: „Mein Kleid!" Aber das Mädchen hatte sich an ihren Hals geklammert: „Ach, Mutti, Mutti, warum bin ich so häßlich? Ich schäme mich!"

Sie hatte richtig geahnt, ihre große Tochter war eifersüchtig.

Aber es stieg ihr heiß auf im Herzen bei dem leidenschaftlichen Schrei ihres Kindes. Dieser Schrei galt nicht der Mutter, er galt dem schönen Weibe. Es war dies das plötzliche Erwachen des Weibes in dem großen Mädchen und das Bewußtsein der eigenen Reizlosigkeit beim Anblick der schönheitprangenden Mutter. Und sie verstand diesen Schrei. Sie wußte, welche Macht die Schönheit war, die Schönheit, die sie zur Königin machte, wo sie auch erschien.

Herrscherin war sie überall — bewundert und beneidet — und geliebt! Sie konnte mit siebzehn Jahren sich kaum der Männer erwehren.

Voll Mitleid hatte sie auf die häßlichen, reizlosen Frauen herabgeblickt, wie ausgestoßen waren sie ihr erschienen, ausgestoßen aus der Schönheit des Lebens. Und nun stand ihr eigenes Kind vor ihr mit der leidenschaftlichen Anklage: „Warum bin ich so häßlich?"

Konnte sie dafür?

Jetzt wurde es ihr aber plötzlich klar, warum sie dieses zärtliche Geschöpf mit so besonderer Innigkeit liebte, sie fühlte, daß sie ihm einen Ersatz bieten müßte für etwas, das ihm versagt blieb. Und diese Liebe war von Mitleid getränkt, von dem Mitleid, das man für die kranken und schwachen Kinder besonders übrig hat.

Ihr kleines, graues Entlein!

Zärtlich strich sie ihr mit den beringten Fingern über die Ballfrisur. Das Köpfchen lag noch immer an ihrer Schulter, sie fühlte, wie einige heiße Thränen über ihre entblößte Brust rieselten.

„Dummes, großes Mädel!" klang es weich. Die Rührung preßte ihr die Kehle zusammen, das Mädchen rührte sich nicht. Es that ihr gut, sich auszuweinen, es war ihr so wohl an dem duftenden Hals der Mutter; so standen sie still umschlungen.

Wie war das nur so plötzlich gekommen? Wie hatte sie so dahingelebt und hatte nicht bemerkt, wie achtzehn Jahre vorübergegangen, und daß ihr eine große Tochter erwachsen, die das Recht hatte, sie von ihrem Platz zu verdrängen?

Ja, eine Knospe drängte sie hervor, ein zages, zitterndes Knöspchen, die vollerblühte Rose mußte fallen.

Sie durfte ihrem Kinde nicht Luft und Sonne rauben zur Entfaltung. Und doch! Wie kam das alles so plötzlich?

Einen Augenblick war's ihr, als müßte sie dieses große, weinende Mädchen mit einer Zurechtweisung heimschicken. Sie war überrascht, beinahe erschreckt über diesen plötzlichen Uebergang. Etwas bäumte sich auf in ihr gegen diese Ueberrumpelung, ihr war, wie einem Herrscher, den man zwingt, mit eigener Hand die Krone von der Stirn zu nehmen: sieh, ich bin zu Ende mit meiner Macht!

Wie schwirrte das alles blitzschnell an ihr vorüber, ihr ganzes, noch junges, nicht ausgelebtes Leben, trotz den achtzehn Jahren Ehe und dem großen Kind, und nun sollte es zu Ende sein, dieser schöne, flimmernde Traum von Liebe, Glück, Bewunderung und Schönheit!

Und vielleicht kam morgen einer, ein fremder, junger Mann, und begehrte das reiche Mädchen — und — und machte sie zur Großmutter! Ein melancholisches Lächeln erschien auf dem Gesicht, ein leichter Schleier legte sich über die Augen. Sie schüttelte den Kopf, als wollte sie etwas abschütteln, und fuhr sich mit der Hand über die Augen, als wollte sie etwas fortwischen — Herbstfäden.

Dies ist der Herbst,
Vorbei — vorbei!

Das Mädchen hatte sich von ihr gelöst, sie merkte es kaum; sie stand in Träumen, den Blick in's Leere, das melancholische Lächeln auf dem Gesicht.

„Mutti!"

Sie sah, daß sie ihrer Mutter weh gethan hatte. Blitzschnell glitt sie an ihr nieder und überschüttete die herabhängende Hand mit Küssen.

„Mutti, Mutti! Kannst du mir verzeihen? Ich bin so schlecht gewesen!"

„Was, mein Kind — was denn?"

„Mutti, mein liebes, schönes Mutti!"

„Steh auf, mein Kind — steh auf."

Die Tochter hielt die Hand umklammert.

Sie beugte sich zu der Knienden."

Der bricht dir noch das Herz.

„Mutti, ach, Mutti!"

„Großes, dummes Mädel, du!"

So weich wurde es ihr im Herzen, so zwingend warm wie damals, als sie zum erstenmal das kleine zappelnde Wesen im Arm hielt.

„Großes, dummes Mädel, du!"

Mit einem energischen Ruck raffte sie sich aus ihrer Sentimentalität auf. Es war die höchste Zeit, wenn man noch zum Walzer kommen wollte. Sie strich der Tochter das zerdrückte Kleid zurecht.

„Nun geh und kühl dir das Gesicht und lege dir Puder auf und bitte Papa, sich einen Augenblick zu gedulden."

Das Mädchen sah sie groß an.

Mit einer liebevollen Bewegung, die aber keinen Widerspruch duldete, schob sie die Tochter zur Thür hinaus. „Geh, damit wir noch zum Tanz kommen!"

Langsam löste sie sich von der Mutter mit einem fragenden Blick und verschwand hinter der Portiere.

Frau Elisabeth schellte. Dann blieb sie vor dem Spiegel stehen.

Mit einem langen Blick, der Abschied nahm, umfaßte sie die schimmernde Gestalt da drinnen.

Es mußte sein.

Mit einem Griff löste sie die zerdrückten Rosen; sie fielen auf den Teppich. Hastig nestelte sie an den Haken, die den glitzernden Schuppenpanzer festhielten. Die Kammerfrau erschien.

„Anna", rief sie fest, „reichen Sie mir das schwarzseidene —das geschlossene — schnell!"

Kinder und Märchen.

Von M. Kossack.

Es war einmal — — —! Wen unter uns gäbe es, dem die Worte nicht wie eine traumhaft süße Melodie in die Ohren klängen! Sie lassen vor unserem geistigen Auge in verdämmernden Umrissen einen Zaubergarten erstehen, in dem blau schillernde, seltsam geformte Blumen blühen, von farbenleuchtenden Schmetterlingen umgaukelt und silberhelle Bäche zu Füßen geheimnißvoll rauschender Bäume fließen. Paradiesvögel nisten in ihren Zweigen, Schlangen mit goldenen Krönchen auf den Häuptern ringeln sich um ihre Stämme und Drachen, Einhorn und anderes Fabelgethier wohnt unter ihren vieläſtigen Dächern. Dort aber, wo sie sich am dichtesten zusammendrängen, steigt über ihren Wipfeln ein altersgraues Gemäuer empor, um dessen Thürme krächzende Raben flattern und auf dessen höchster Zinne, umwallt von ihrem Goldhaar, die schönste Prinzessin steht und nach dem Königssohn ausschaut, der sie erlösen soll. Und jetzt naht er auch schon auf weißem Zelter, die Zugbrücke thut sich donnernd vor ihm auf, in der Burg wirds lebendig, Diener mit Windlichtern eilen hin und her und die Prinzessin erscheint vor dem Portal, um den sehnlichst erwarteten Gast zu bewillkommnen. — — — Wir sehen das alles, wir hören's — nein, wir erleben's, denn auf dem großen Regenbogen, der sich von dem Zaubergarten bis zu uns spannt, sind wir hineingeschritten in die ganze bunte, schimmernde, herrliche Märchenwelt.

Es war einmal — — —

Wer einst als Kind, zuerst auf der Mutter Schooß, die Worte gehört und bei zunehmenden Jahren sie selbst gelesen hat, in dem tönen sie fort und fort bis ins Greisenalter hinein, und wenn das graue Einerlei des Alltags ihn umspinnt und nagende Sorgen sein Herz zerfressen, dann spannt die Regenbogenbrücke sich vor ihm aus, auf der er flüchten kann ins goldene Land der Phantasie! Erst in unserer Zeit erhoben sich Stimmen, welche dem Märchen den Krieg erklärten. Es vergifte die Einbildungskraft der Kinder — behaupteten Jene — so daß sie sich aus dem Zauberland der Phantasie nicht mehr auf unsere Erde zurückzufinden vermöchten; das halbe Leben verginge oft über den Enttäuschungen, welche der Abstand zwischen der geträumten und der wirklichen Welt den Menschen bereite, und oftmals überwänden sie dieselben nie.

Ist das wirklich richtig?

Ganz gewiß nicht, denn schon das fünf- bis sechsjährige Kind weiß, daß es keine Feen und keine verzauberten Schlösser gibt, und es wird ihm daher kaum einfallen, sich in die Situation der Märchenhelden hineinzudenken. Und geschieht es doch einmal, so ist's ein harmloser Zeitvertreib. Etwas anderes wäre es, wenn das Milieu, in dem die Märchen sich abspielen, ihm die Wirklichkeit im Zerrbild, von gleißnerischem Schimmer, erlogener Sentimentalität und falscher Romantik übergossen, zeigte. Dann läge jene behauptete Gefahr nahe. Wir sehen das an dem verhängnißvollen Einfluß, den die für die Jugend bearbeiteten Abenteurerromane auf Knaben jeglichen Alters üben. Wie viele sind von solcher Lektüre verlockt, nicht schon dem Elternhause entflohen, um in fernen Ländern ihren Durst nach Ruhm, Gold und den merkwürdigsten Erlebnissen zu stillen! Daher ist jene zwar scheinbar auf realem Boden sich bewegende Litteratur, in der aber doch viel mehr wunderbare Dinge geschehen, als Neunzehntel aller Sterblichen sie erlebt, jene Litteratur, die aller pädagogischen Gesichtspunkte spottend, nur auf das Sensationsbedürfniß der Jugend spekulirt, deren wahre Verführerin, nicht aber das aus dem Herzen des Volkes geborene Märchen in seiner Lieblichkeit und Innigkeit, seiner Naivität und Weisheit.

Denn es steckt eine große Summe von Weisheit darin, die dem Kinde spielend beigebracht wird und auf Charakter und Gemüth gleichermaßen wirkt. Die ersten Moralbegriffe erhält es durch das Märchen, jede Tugend findet darin ihren Lohn, jeder Fehler seine Strafe und zwar — was vielleicht noch mehr bedeutet, da es als Vorbereitung für das Leben mit seinen Erfahrungen dient — diejenige Strafe, welche jeder Fehler natürgemäß und logisch nach sich zieht. Indem der Wolf in dem Märchen von der Gais und den sieben Zicklein an den Wackelsteinen in seinem Bauch stirbt, werden die Folgen der Völlerei veranschaulicht, durch das Ende der Königin im Schneewittchen, die sich, in zu engen Schuhen zu Tode tanzen muß, wird gezeigt, wie gefährlich für Leib und Leben allzu weit getriebene weibliche Eitelkeit oftmals ist, und so fort. Die Kleinen werden sich der Symbolik vielleicht noch nicht so recht bewußt, aber weil die immer wieder gelesenen und gehörten Märchen sich ihnen so tief einprägen, geht ihr tieferer Sinn ihnen dessenungeachtet in Fleisch und Blut über. Im übrigen kann die Mutter sie ihnen ja auch erklären. Allerdings gehört hierzu großer Takt, aber welches Erziehungswerk erheischt den nicht? Gemeiniglich wird viel zu viel erzogen und darum sollte man auch in diesem Falle sich möglichste Beschränkung zur Pflicht machen.

Dieser Grundsatz gilt sogar bezüglich jener Märchen, die geeignet sind, den Kindern falsche, in ihrer Wirkung verhängnißvolle Anschauungen über Personen ihrer Umgebung beizubringen. Ich habe hierbei ganz speziell die Märchen von der bösen Stiefmutter im Sinn. Daß dieselben viel Unheil angerichtet haben, ist wohl eine unbestreitbare Thatsache, und es wäre daher am besten, wenn sie garnicht zur Kenntniß der Jugend gelangten. Aber wie ist das zu machen? Selbst wenn man die betreffenden Seiten in den Büchern rausreißen möchte, so würden die Kinder die Geschichten dennoch von ihren Gespielen hören und gerade, da sie ihnen vorenthalten werden, würden sie nun darauf besonders aufmerksam gemacht werden. Man nimmt ja überhaupt lange nicht genügend Rücksicht darauf, daß die angewandten pädagogischen Maßregeln keineswegs immer in der beabsichtigten Weise, sondern viel häufiger in einer diametral entgegengesetzten wirken. Als Bestätigung hierfür dient die alte Erfahrung, daß die meisten Leute bei der Erziehung ihrer Kinder genau die gegentheiligen Prinzipien von denen befolgen, die für ihre eigenen Eltern dereinst die maßgebenden waren. Das richtigste Verhalten in dem vorliegenden Fall wird wohl darin bestehen, durch die Lektüre hervorgerufene thörichte Meinungen der Kinder zu widerlegen. Man soll sich aber zuvor vergewissern, ob diese Meinungen auch wirklich vorhanden sind, denn oft täuscht man sich hierin sehr. Gerade in dieser Hinsicht erlebt man die erstaunlichsten Ueberraschungen. Daher sollte man das Kind auch nicht fragen, ob ein Märchen diesen oder jenen bestimmten Gedanken bei ihm angeregt hat, sondern vielmehr es sich ganz aus sich heraus über die erhaltenen Eindrücke verbreiten lassen. Dann erfährt man ja, wie es die Geschichte auffaßt, und kann berichtigen, was zu berichtigen ist.

Viel zu viel Gewicht wird der Darstellung schauerlicher Begebnisse in ihrer Wirkung auf das kindliche Gemüth beigelegt. Der Fall, daß in einem Kinde durch Märchenlektüre Gespensterfurcht großgezogen wurde, ist wohl noch nicht dagewesen. An der letzteren tragen fast immer die Wärterinnen die Schuld, welche ihren Pfleglingen allerhand Grusliches vorreden, um sie zum Stillsitzen zu veranlassen oder sich Gehorsam zu erzwingen — das gefährlichste und verkehrteste Erziehungsmittel! „Ammenmärchen" nennt man solche Erzählungen — Ammenmärchen aber sind keine Volksmärchen, noch sind es litterarische Märchen, von denen hier doch einzig die Rede ist. Wenn man sich die Mühe nimmt, sich über den Inhalt jener zu unterrichten, so wird man finden, daß sie fast ausnahmslos von irgend einer unheimlichen Gestalt handeln, die das Kind angeblich holen kommt, wenn es nicht artig ist. Wenn die Kinder nachher älter sind und an den Unsinn auch nicht mehr glauben, so ist doch ihr Nervensystem dadurch in ungebührlicher Weise beeinflußt und ihre Empfänglichkeit für das Düstere und Schauerliche geweckt. Dagegen wird die krankhaft erregte Einbildungskraft durch das Märchenlesen fast nie Nahrung erhalten, sondern viel öfter durch die Erzählungen von Unglücksfällen, Raubmorden und durch Schilderungen gräßlich aussehender Leichen, die sie hier und dort hören. Dann geschieht's wohl, daß sie nicht allein im dunklen Zimmer bleiben wollen und bei jedem Geräusch zusammenfahren und zittern. Solchen nervösen Zuständen gegenüber bietet das Märchen gerade die beste Ableitung, denn die Phantasie ist nun einmal aufgereizt und läßt sich so ohne weiteres nicht beschwichtigen, also gebe man ihr doch Nahrung, welche die gefahrloseste ist. Der feuerspeiende Drache oder die Gestalt des bösen Zauberers wird den Kindern vor dem Einschlafen lange nicht so schreckhaft vor den Augen stehen, als das Bild des Einbrechers mit der Blendlaterne in der Hand oder die aufgedunsenen Züge eines Ertrunkenen.

Wenn man nun fragen wollte, welche Märchen die geeignetste Lektüre für Kinder sind, so würde meines Erachtens die Antwort lauten müssen — die Volksmärchen, wie wir sie in den Grimmschen und Bechsteinschen Sammlungen vereinigt finden. Gerade weil der Ton darin ein fast durchweg epischer ist, wirken sie weniger aufregend als die litterarischen Märchen, in die der Autor für Kinder oftmals zu viel Stimmung hineingelegt hat. Die Musäusschen Märchen, die ja auch Volksmärchen sind, sollten nur kleinere Kinder in die Hand bekommen, diese werden die vielen sentenziösen Stellen darin zwar nicht verstehen, aber gerade deshalb können sie ihnen auch nichts schaden. Aeltere Knaben und Mädchen dagegen möchten dadurch zum Nachgrübeln über Dinge geführt werden, von denen sie besser noch nichts wissen. Was die Hauffschen, die Andersenschen und alle die anderen Märchensammlungen anbetrifft, die hier zu erwähnen zu weit führen würde, so läßt es sich so kurzweg nicht sagen, ob Kinder sie lesen dürfen. Man muß da individualisiren können. Während ein nüchtern und prosaisch angelegtes Kind durch die Lektüre der Andersenschen Märchen — viele davon sind ja eigentlich gar keine Märchen, sondern ganz moderne Feuilletons — vielleicht etwas empfänglicher für Poesie wird, dürfte ein zur Sentimentalität und Schwärmerei neigendes dadurch noch überschwänglicher werden. Viele Leute wollen die orientalischen Märchen — Tausend und Nacht, persische Papageienmärchen u. s. w. — sammt und sonders aus der Kinderstube verbannen, doch bin ich überzeugt, daß sie darin viel zu radikal denken. Ich glaube, daß durch die bunten Bilder, welche diese Geschichten den Kindern vor Augen zaubern, unter Umständen ihr Sinn für Kunst, besonders für Kunstgewerbe geweckt werden kann. Doch, wie schon bemerkt, ein abschließendes Urtheil läßt sich in allen diesen Fragen nicht fällen — die Eltern, die ja doch ihre Kinder am besten kennen, müssen in jedem Einzelfall entscheiden, was der Individualität ihrer Kinder am förderlichsten ist.

Der Ursprung der Frau.

In einer erst kürzlich bekannt gewordenen indischen Sage wird der Ursprung der Frau in so reizender Weise erklärt, daß es grausam wäre, diese interessanteste Version von der Entstehung des Weibes unseren Lesern vorzuenthalten. Da heißt es: Als Parabrahma, Schöpfer des Weltalls, die Frau erschaffen wollte, machte er die Wahrnehmung, daß er bei Erschaffung des Mannes sein gesammtes Material erschöpft hatte. Seine Bestürzung war groß und veranlaßte ihn, in tiefes Nachdenken zu sinken. Das Resultat seines Grübelns war folgendes: Er nahm die liebliche Rundung des Mondes, die wellenförmigen Linien und die Geschmeidigkeit des Schlangenkörpers, die graziösen Windungen der Schlingpflanze, das leichte Zittern des Grashalmes, die Schlankheit und Biegsamkeit der Weide, die sammetartige Weichheit der Blume, die Leichtigkeit der Feder, den sanften Blick der Taube, das Tändelnde, Scherzhafte des spielenden Sonnenstrahls, die Thränen der vorüberziehenden Wolke, die Unbeständigkeit des Windes, das Scheue des Hasen, die Eitelkeit des Pfaus, die Härte des Diamanten, das Süße des Honigs, die Grausamkeit des Tigers, die Gluth des Feuers und die Kühle des Schnees, das Schwatzhafte des Papageis und das Girren der Turteltaube, das Anschmeichelnde wie auch die Falschheit und Tücke der Katze. Alles dies mischte Parabrahma zusammen und formte daraus das Weib, das er dem Manne zur Gefährtin gab. Nun erzählt die Sage weiter, daß der Mann, nachdem er die Gesellschaft der Frau eine Woche hindurch gehabt hatte, zu dem Schöpfer kam und sagte: „O Herr, die Creatur, die Du mir gegeben hast, vergiftet mein Dasein. Sie plappert unaufhörlich und nimmt mich ganz für sich in Anspruch. Sie klagt viel, ohne Ursache zu haben und ist fast immer krank. Ich flehe Dich an, mich von ihr zu befreien, denn ich kann nicht mit ihr leben." Und der Gott nahm sein verschmähtes Werk zurück. Nach abermals einer Woche erschien der Mann wieder. „O, Herr," gestand er reuig, „seitdem das Weib fort ist, fühle ich mich vereinsamt. Mein Leben erscheint mir öde und langweilig. Ich erinnere mich jetzt, daß die Frau nicht nur schwatzte und stöhnte, sondern mir auch mit süßer Stimme vorsang und mich liebkoste. Wenn ich sie nicht wiederbekommen kann, möchte ich auch nicht mehr existiren." Der langmüthige Schöpfer empfand Mitleid mit dem Betrübten und überließ ihm das Weib noch einmal. Aber nur drei Tage vergingen, dann stand der Mann wieder vor Parabrahma und klagte: „O, Herr, ich weiß nicht, wie es zugeht; doch bin ich jetzt überzeugt, daß mir die Frau mehr Aerger als Vergnügen bereitet. Ich bitte darum, erlöse mich von ihr!" — „Undankbares Geschöpf," rief der Gott in großem Zorn, „gehe hin und sieh' zu, wie Du mit ihr fertig wirst. Ich trenne Euch nicht wieder. Du behauptest, nicht mit ihr leben zu können; fortan aber sollst Du nicht im Stande sein, ohne sie zu leben."

Der Kuchen.

Von Charles Baudelaire.

Ich war auf der Reise. Ich stand mitten in einer Landschaft, deren wunderbarer Anblick einen tiefen Eindruck auf mich machte. Zweifellos ging in meinem Inneren etwas vor sich. Meine Gedanken schwärmten so leicht wie die Luft umher. Haß und irdische Liebe und alle anderen niedrigen Eigenschaften schienen fern von mir zu liegen, wie die Wolken, die tief im Abgrund unter meinen Füßen dahinzogen; es war mir, als wäre meine Seele so weit und so rein, wie die Himmelswölbung, die mich umgab. Die Erinnerung an die irdischen Dinge regte sich nur leise in mir, gleich dem Schellengeläute der Viehherden, das von einer anderen Bergspitze fein und dunkel herübertönte. Ueber den unbeweglichen kleinen See mit seiner unermeßlichen Tiefe huschte der Schatten einer Wolke wie der Widerschein eines Riesen, der über den Himmel hinglitt. Mit einem Wort — dank der hinreißenden Schönheit, die mich umgab — fühlte ich mich in vollkommenem Frieden mit mir selbst und mit der ganzen Welt; ich glaube sogar, ich war in meine Glückseligkeit so versunken und hatte alles auf Erden so völlig vergessen, daß ich die Leute gar nicht mehr so lächerlich fand, die da behaupten, der Mensch werde gut geboren.

Inzwischen forderte auch der Magen sein Recht, der lange beschwerliche Aufstieg hatte mir Appetit gemacht, und ich zog deshalb aus meiner Tasche ein großes Stück Brot, einen ledernen Becher und eine kleine Flasche mit einem Elixier, das die Apotheker damals den Touristen verkauften, und das mit größter Leichtigkeit überall, mit ein bischen Schnee vermischt, genossen werden konnte.

Ich hatte mich eben gesetzt und schnitt mein Brot in Ruhe und Gemächlichkeit in kleine Scheiben, als ein leises Geräusch mich veranlaßte, aufzusehen. Vor mir stand ein kleines, schmutziges, zerlumptes und zerzaustes Wesen, dessen eingefallene Augen auf einmal gierig und zugleich demüthig das Brot anstarrten. Dann hörte ich, wie es mit gedämpfter und heiserer Stimme das eine Wort ausstieß:

„Kuchen!"

Ich konnte nicht umhin, über die Bezeichnung zu lachen, mit der er mein bescheidenes Brot beehrte und schnitt ihm eine ordentliche Scheibe ab. Langsam näherte er sich und verließ den heißersehnten Gegenstand nicht mit den Augen; dann schnappte er das Brot fort und sprang schnell zurück, als fürchtete er, mein Anerbieten wäre nicht aufrichtig, oder es thäte mir schon wieder leid.

Doch in demselben Augenblick wurde er von einem anderen kleinen Jungen zu Boden gerissen, der von irgendwoher auftauchte und dem ersten so ähnlich sah, daß man sie für Zwillinge halten konnte. Sie wälzten sich an der Erde hin und her, während sie sich um die kostbare Beute schlugen, denn keiner von den Beiden wollte dem Bruder die Hälfte überlassen. Erbittert faßte der erste den anderen in die Haare; dieser biß sich in dem Ohre seines Gegners fest und spuckte einen blutigen Stumpf desselben mit kräftigem ländlichen Fluche aus. Der rechtmäßige Eigenthümer des Kuchens versuchte, seine kleinen Fäuste in des Usurpators Augen zu bohren, und dieser bemühte sich nach Möglichkeit, seinen Gegner mit der einen Hand zu kneifen, während er mit der anderen den Gegenstand des Streites in seine Taschen zu praktizieren suchte. Doch die Verzweiflung gab dem Besiegten neuen Muth, er erhob sich und versetzte dem Sieger mit seinem Kopf einen wohlgezielten Stoß in den Magen, daß er zur Erde taumelte. Wozu soll ich diesen abscheulichen Kampf noch weiter beschreiben, der in Wirklichkeit weit länger dauerte, als man bei Kräften von Kindern voraussetzen konnte? Der Kuchen wanderte von Hand zu Hand und wechselte jeden Augenblick die Tasche. Doch ach, es wechselte auch das Aussehen, und als sie endlich — aus dem einfachen Grunde, weil sie nicht mehr weiter konnten — ermattet, stöhnend und blutend inne hielten, da war der Gegenstand des Streites sozusagen nicht mehr vorhanden; die Brotschnitte war verschwunden und so fein zerkrümelt wie die Sandkörner, mit denen sie sich vermischt hatten.

Diese Scene hatte der Landschaft in meinen Augen ihre Poesie geraubt, und mit der ruhigen Freude, die meine Seele in sich aufgenommen, bevor ich diese beiden kleinen Burschen zu Gesicht bekommen, war es vollständig vorbei. Lange blieb ich in Gedanken versunken sitzen und sprach zu mir selbst: „Das ist wirklich ein seltsames Land, wo das Brot Kuchen genannt wird und ein so köstlicher Leckerbissen ist, daß es einen mörderischen Bruderkrieg zu erregen vermag."

Splitter.

— Wenn Einer behauptet, Kritik zu ertragen, so hält er sich auf ein Lob gefaßt.

* * *

— Sage, du weißt ein Geheimniß, und du hast es halb schon verrathen.

* * *

Es erzittert auch der Fels,
Wenn sich d'ran die Sturmfluth bricht:
Unbesiegt kann Einer sein,
Unerschüttert bleibt er nicht.

— Zuviel des Guten. Großhändler: „Die Alma hat 'n Baron gekriegt, die Elsa 'n Leutnant, die Lina 'n Bildhauer, und nun willst du, Illa, gar noch 'n Maler heirathen? Nein, das trägt das Geschäft denn doch nicht."